

Bäuerliche Meteorologie

Zur Naturwahrnehmung bäuerlicher Weinproduzenten im niederösterreichisch – mährischen Grenzraum an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert.

von Erich Landsteiner

„Die Bauern besaßen zwar im Rahmen ihres ‚wilden Denkens‘ Schutzschilder und Blitzableiter gegen die Gefahren des Klimas, aber sie haben nicht systematisch daran gedacht, uns eine kontinuierliche und exakte Chronik dieses Klimas zu hinterlassen, das sie in einem Jahr ruinierte und im anderen all ihre Wünsche erfüllte. Diese Lücke kann nicht mehr aufgefüllt werden; es wäre daher sinnlos, darüber zu jammern, daß uns von den traditionellen Gesellschaften keine Daten über Temperaturen und Niederschläge überliefert wurden.“¹

Diese Sätze stammen aus einer der bedeutendsten historiographischen Arbeiten der letzten Dezentennien, die sich mit meteorologischen Phänomenen beschäftigen. Ihr Autor, Emmanuel Le Roy Ladurie, strebte die Konstruktion einer „wissenschaftliche Geschichte des Klimas“ an, deren Realisierung seiner Ansicht nach einen doppelten Bruch mit den Prinzipien vorhergegangener Versuche historischer Klimaforschung voraussetzte: einerseits in epistemologischer Hinsicht zur Vermeidung des „Anthropozentrismus“ früherer Klimageschichte, die eine klimatische Erklärung gesellschaftlicher Prozesse betrieb; andererseits in methodischer Hinsicht, um den „subjektiven, heterogenen, diskontinuierlichen, kurz ereignishaften Charakter“ der bislang verwendeten Daten durch ein Korpus von exakten und im eigentlichen Sinn meteorologischen Datenserien zu ersetzen.² Da meteorologische Meßreihen – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen – erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einsetzen, hat sich Le Roy Ladurie für die Periode der präinstrumentellen Meteorologie mit dendrologischen Daten, Weinleseterminen und Gletscherbeobachtungen beholfen.

Diese Prämissen wurden erstmals 1967 formuliert, zu einer Zeit, als die „histoire globale“, wie sie Fernand Braudel konzipiert hatte, nahezu unumschränkte Gültigkeit unter der Avantgarde der Historiker beanspruchen konnte und sich die quantifizierende Bearbeitung serieller Daten als die Methode historischer Forschung schlechthin zu etablieren schien. Die Grundlagen dieses Paradigmas stehen heute allerorts zur Diskussion. Die Unterscheidung von objektiven Strukturen und ihren

1 Emmanuel Le Roy Ladurie, *Histoire du climat depuis l'an mil*, 2 Bde., Paris 1983, Bd. 1, 30: „Les paysans avaient donc, dans le cadre de leur ‚pensée sauvage‘, prévu des boucliers et des paratonneurs contre les dangers du climat. Mais ce climat qui les accablait ou les comblait, selon les années, ils n'ont pas songé systématiquement à nous en donner la chronique rigoureuse et suivie. Cette lacune est irréparable, et il serait vain de regretter que les sociétés traditionnelles n'aient pas laissé de relevés sur les températures et les précipitations.“

2 Le Roy Ladurie, *Histoire du climat*, Bd. 1, 23 u. 31.

subjektiven Repräsentationen, die ihre epistemologische Entsprechung im Gegensatz von Strukturalismus und Phänomenologie fand, ist inzwischen ebenso in Frage gestellt worden wie die hierarchische Zergliederung der gesellschaftlichen Praktiken und Zeitabläufe im Rahmen der „histoire globale“ (deren Programm dem Titel der Zeitschrift „Annales. Économies – Sociétés – Civilisations“ zugrunde liegt). Auch am Geburtsort dieser Art von Geschichtsschreibung versucht man heute derartige Dichotomien durch den Rückgriff auf kultur- und sozialanthropologische Denktraditionen zu überwinden. Die generativen Schemata der Klassifikationssysteme und Wahrnehmungsweisen werden nun als „soziale Institutionen“³ begriffen, die als Matrizen der Konstruktion der sozialen Welt fungieren und durch die die Individuen und Gruppen ihrer Lebenswelt Sinn verleihen.⁴

Die Neudefinition des Gegenstandes historischer Forschung findet ihre Entsprechung in der Infragestellung der Dichotomie von mythischem oder „wildem“ Denken des „primitiven“ und „logisch – empirischem“ Denken des „zivilisierten“ Menschen durch die Anthropologen. Damit zerfließen wiederum die Grenzen zwischen Anthropologie, die ihr Forschungsobjekt nicht mehr auf die durch „primitives“ Denken charakterisierte nichtliterale Gesellschaften beschränkt sehen will, Soziologie, die auf die mythischen Elemente des vormals durch „rationales“ Denken gekennzeichneten „zivilisierten“ Menschen in literalen Gesellschaften verweist, und Geschichte, die vielleicht erneut die Chance hat, beide Disziplinen zu integrieren.⁵

Die Weinernte des Jahres 1992 war in den österreichischen Weinbaugebieten von außerordentlicher Qualität. Dies hängt offenbar mit der meteorologischen Sonderstellung des Jahres zusammen, die in einem Pressecommuniqué der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien folgendermaßen beschrieben wird:

„Der Sommer 1992 war bezüglich der Lufttemperatur ein außergewöhnliches Einzelereignis. ... In der Wiener Meßreihe, die als repräsentativ für Ostösterreich angesehen werden kann, war heuer der heißeste Sommer seit dem Jahre 1811, als noch ein um 0,9 °C höheres Mittel gemessen wurde. Ähnlich temperierte Sommer traten 1807 und 1834 auf. ... Ein zweites markantes Merkmal des Sommers 1992 war die Niederschlagsarmut, von der der Osten und Süden des Bundesgebietes am stärksten betroffen waren. Ab Mitte Juni regnete es in diesen Gebieten nur noch vereinzelt. Vom Westen her eingedrungene Gewitterzonen waren kaum mehr

3 *Emile Durkheim/Marcel Mauss*, De quelques formes primitives de classification, in: *L'année sociologique* 6 (1901–02), 2.

4 Vgl. etwa *Roger Chartier*, Le monde comme représentation, in: *Annales ESC* (1989), 1505–1520.

5 Ich verweise wiederum nur exemplarisch auf die entsprechenden Gedankengänge in *Jack Goody/Ian Watt*, Implikationen der Literalität, in: *Jack Goody* (Hg.), *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, Frankfurt/Main 1981, 45–104, insbes. 68f. Ein zentraler Referenzpunkt hierfür ist wiederum das Werk von *Claude Lévi-Strauss*, obwohl dessen vehemente Kritik evolutionistischer Denktraditionen von manchen bereits wieder als allzu relativistisch angesehen wird. *Lévi-Strauss* (*Das wilde Denken*, Frankfurt/Main 1973, 27) setzte der traditionellen Dichotomie von „primitivem“ und „logisch-empirischen“ Denken die These entgegen, „daß es zwei verschiedene Arten wissenschaftlichen Denkens gibt, die beide Funktionen nicht etwa ungleicher Stadien der Entwicklung des menschlichen Geistes, sondern zweier strategischer Ebenen sind, auf denen die Natur mittels wissenschaftlicher Erkenntnisse angegangen werden kann“. Vgl. dazu auch bereits *Durkheim/Mauss*, *De quelques formes primitives*, 66.

wetterwirksam. ... Die Landwirtschaft hatte bereits Ende Mai über Dürreschäden in den intensiv genutzten Anbaugeländen geklagt. Die Niederschlagssumme von April bis August belief sich in Wien auf 192 mm. Nur 1857 mit 178 mm und 1901 mit 184 mm waren noch trockener. ... Auffallend ist, daß für beide Jahre sehr hohe Werte des Ariditätsindex bereits im Mai auftraten. Im Normalfall liegt in diesem Monat der Index unter 1. ... Die klimatische Wasserbilanz war zwar 1901 gleichmäßiger über den Sommer verteilt, der Summenwert von mehr als 270 mm Wasserdefizit war jedoch in beiden Jahren gleich.“⁶

Auch 1834 wurde in Österreich eine vorzügliche Weinernte eingebracht. Leopold Schweineker, Weinbauer in Oberretzbach, einem Dorf an der niederösterreichisch – mährischen Grenze, beschrieb den Witterungsverlauf dieses Jahres wie folgt:

„1834 gab es von Neuen Jahr Tag bis 20. Jänner immer lichtetes Wetter, so daß es wenige Nächte gefroren hat und meistens Regenwetter. ... Im Monat März war es etwas kalt, aber nicht viel, und haben die Leute vor Josephi viel gehaut. ... Vom ersten Mai an wurde es recht warm und haben die Weingärten zu treiben angefangen. Den 12. Mai haben wir einen Regen bekommen und zeigen sich heuer sehr viele Weintrauben. Den 25. Mai wurde es kalt und dauert fort bis 30. Mai. Man hat auch am 28. Mai schon blühende Weintrauben gesehen. Der Weinstock hat am 2. Mai zu treiben angefangen und fort bis oben gesagt den 25. Mai. Auf Urbani war es kalt bis 1. Juni. Vom 2. Juni an wurde die Hitze wieder so groß wie im Mai, und haben die Trauben alle zugleich geblüht und zeigt sich recht schön. Den 26. Mai haben wir Reif gehabt und hat viel Schaden gemacht in Talweingärten. Am 24. Juni hat es schon Kornhäufel und Gerstenhäufel gegeben, auch sind die Weintrauben alle gehängt und wie kleine Erbsen gewachsen gewesen. ... Den 6. Juli ist der Weizen schon aller in Häufel gestanden und sind die Weintrauben schon ganz ausgewachsen gewesen. Auch ist in der Thaya wenig Wasser und haben schwellweis gemahlen. Den 13. Juli hat es schon einen schwarzen Holler gegeben, auch findet man schon schwarze Jakobi-Weintrauben. Den 28. Juli hat man schon zeitige Weintrauben genug gefunden und war eine so große Hitze, daß man in Aufbinden mit bloßen Füßen nicht stehen konnte, und haben die Leut vor Jakobi Haber geschnitten. Den 3. August hat der Schauer zu Oberretzbach viel Schaden gemacht und hat viel Wasser gegeben. Den 8. August hat der Schauer wieder viel Schaden gemacht, besonders in Bergen. ... Der Wein ist im Jahr 1834 so gut gewachsen, daß er alle Güte übertraf, so wie auch 1802, 1811 und 1822, und recht viel ist gewachsen. Am Michaeli-Tag wurde zu lesen angefangen und am 20. Oktober hat es aufgehört.“

Das letztere Zitat entstammt einer über drei Generationen hinweg kontinuierlich geführten Chronik, die die Jahre 1772–1864 umfaßt, ohne auch nur ein einziges Jahr auszulassen. Gemeinsam mit vier weiteren Texten dieser Art, die alle die gleichen Konstruktionsprinzipien aufweisen – Jahr für Jahr bieten sie über unterschiedlich lange Zeiträume hinweg mehr oder weniger ausführliche Beschreibungen des Witterungsverlaufes, die mit knappen Berichten über familiäre und politische Ereignisse sowie Preisnotationen für die wichtigsten landwirtschaftlichen Produkte durchsetzt sind – stellen diese Aufzeichnungen ein Quellenkorpus dar, dessen Exi-

⁶ I. Auer/R. Böhm/H. Dobesch/E. Koch/E. Rudel, Der Jahrhundertsssommer 1992, Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Wien 1992. Ich habe den Autoren für die Überlassung des Manuskripts zu danken.

stenz die eingangs zitierte Aussage Le Roy Laduries in Frage stellt. Die Behauptung, die bäuerliche Bevölkerung der vorindustriellen Epoche hätte keine kontinuierliche Chronik des Witterungsverlaufs hinterlassen, ist nur im Rahmen der von ihrem Autor intendierten „wissenschaftlichen Geschichte des Klimas“ auf der Basis kontinuierlicher, homogener und quantifizierbarer meteorologischer Datenreihen wahr. Die durchaus regelmäßigen und homogenen Informationen über Temperatur und Niederschläge, die in diesen bäuerlichen Journalen enthalten sind, genügen zwar nicht den Anforderungen, die Le Roy Ladurie an seine Basisdaten stellt, geben aber den Blick auf etwas anderes frei. Temperaturen werden hier nicht in Grad Celsius angegeben, sondern durch Bezugnahme auf die erforderliche Arbeitskleidung bezeichnet; Niederschlagsmengen werden nicht in Millimeter gemessen, sondern im Hinblick auf den Wasserstand der umliegenden Gewässer und den sich daraus ergebenden Konsequenzen für den Betrieb der Mühlen klassifiziert. Nimmt man diese Form der Wetterbeobachtung als Diskurs über die Natur ernst und spürt der Konstitutionsweise dieser diskursiven Praxis nach, so eröffnet sich die Möglichkeit einer Anthropologie der Naturwahrnehmung im Sinne der Untersuchung der kognitiven Prozesse und Systeme, der Klassifizierungen und Repräsentationen, die eine Agrargesellschaft in der alltäglichen Auseinandersetzung mit den Phänomenen, Objekten und Zwängen des sie umgebenden und von ihr bearbeiteten Ökosystems entwickelt.⁷

Im Lichte dieser Prämissen stellt sich der Gegenstand der vorliegenden Untersuchung folgendermaßen dar: Eine konkrete Agrargesellschaft, die bäuerliche Bevölkerung des nördlichen Niederösterreich, soll in einem bestimmten Zeitraum ihrer Existenz, dem ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert, im Rahmen des von ihr geprägten und erlebten Ökosystems, dem in familienwirtschaftlicher Organisationsform betriebenen Weinbau, im Hinblick auf die Repräsentationsformen und Klassifikationssysteme, die sie in Auseinandersetzung mit der sie umgebenden Natur geschaffen und in Form einer bestimmten Diskurspraxis schriftlich fixiert hat, interpretiert werden. Dies wird in drei Interpretationsschritten geschehen. Zunächst versuche ich, die in den bäuerlichen Chroniken festgehaltene Form der Wetterbeobachtung in den Kontext des allgemeinen meteorologischen Diskurses der Neuzeit einzuordnen, um solcherart die Originalität und die möglichen Vorbilder für den bäuerlichen Diskurs über das Wetter zu erfassen.

In einem zweiten Schritt erscheint es mir unumgänglich, mittels einer kurzen Erörterung der klimatischen Eigenarten der Region und der wesentlichen Charakteristika des vorherrschenden landwirtschaftlichen Ökotypus sowie der Stellung der einzelnen Autoren im Rahmen dieser Strukturen ihren Diskurs in den Kontext seiner Entstehungsbedingungen zurückzusetzen.

Schließlich wird vor dem Hintergrund dieser Erkenntnisse der Diskurs selbst im Hinblick auf die in ihm enthaltenen Wahrnehmungsraster, Repräsentations- und Klassifikationssysteme der Naturphänomene untersucht.

⁷ Ein derartiges Erkenntnisinteresse wird bisweilen unter dem Begriff „ethnoscience“ rubriziert. Vgl. dazu: *Les savoirs naturalistes populaires*, Paris 1985, insbes. die Beiträge von *Jaques Barrau*, 5–12, und *Daniel Fabre*, 15–27. In einer Sondernummer der agrarsoziologischen Zeitschrift „*Études Rurales*“ mit dem Titel „*La météo. Pour une anthropologie du temps qu'il fait.*“ wurde kürzlich beklagt, das dieses Interesse bislang die Wetterwahrnehmung ausgespart hat. *Études Rurales* 118–119 (1990).

1. Von der „Dienerin der Astronomie“ zur „Physik der Atmosphäre“: Entwicklungslinien des neuzeitlichen meteorologischen Diskurses.

Die reichhaltige Kalendersammlung, die das Archiv der Stadt Retz im nördlichen Niederösterreich beherbergt, enthält unter anderem auch einen „Krackauer Schreib-Kalender“ für das Jahr 1772, der dem Einband nach zu schließen aus einer Adelsbibliothek stammt.⁸

Das dem Monat Oktober gewidmete Blatt entspricht hinsichtlich der gebotenen astrologischen, astronomischen und sonstigen Angaben zu den einzelnen Tagen vollkommen den Genremerkmalen, die in anderen Beispielen dieser ungemein verbreiteten Gattung vorindustrieller Kolportageliteratur enthaltenen Prognosen sind jedoch sehr reduziert. Auf dem für handschriftliche Anmerkungen leer gelassenen, gegenüberliegenden Blatt hat der Benutzer dieses Kalenders für jeden Tag dieses Monats Temperaturangaben nach der Réaumur- oder Celsiuskala (dies ist nicht angegeben, ergibt sich aber aus der Höhe und Streuung der Werte) und eine knappe verbale Charakterisierung der Witterung vermerkt. Die Indienstnahme dieses einem ganz anderen meteorologischen Paradigma gewöhnlich als Vehikel dienenden Druckwerkes als Wetterjournal sowie die Anwendung instrumenteller Meßverfahren machen aus dem Kalenderblatt ein Sinnbild der Veränderungen, denen der meteorologische Diskurs in Verlauf der Frühneuzeit unterworfen war.

Am Beginn der Neuzeit lassen sich zwei Arten der Beschäftigung mit meteorologischen Phänomenen feststellen, die beide ein Erbe mittelalterlichen Denkens darstellen: zum einen der gelehrte Diskurs, der sich seit der verstärkten Rezeption der antiken Philosophie im 13. Jahrhundert in immer neuen Kommentaren zu Aristoteles' „*Meteora*“ erschöpfte; zum anderen der mit der Astrologie verbundene astrometeorologische Diskurs, der seit der Erfindung des Buchdrucks in Form von Kalendern und Almanachen große Verbreitung fand. Im Rahmen des letzteren praktizierte man unter Rückgriff auf die Schriften des Theophrast von Eresos, die bereits den Großteil der später eigenartigerweise als „Bauernregeln“ bezeichneten und von der Volkskunde so ausführlich – im Hinblick auf die populäre Meteorologie beinahe ausschließlich – studierten „volkstümlichen“ Wetterregeln enthalten, und die Tetrabibel des Ptolemäus, die eine Anleitung zur Kalkulation des Einflusses der Planeten auf den Menschen und die Natur darstellt, die Vorhersage nicht bloß von Krankheit, Krieg und Naturkatastrophen, sondern auch des Witterungsverlaufs des jeweiligen Jahres.⁹ Vielfach waren die Betreiber beider Arten des Umgangs mit Meteorologie – Astronomen und Astrologen – miteinander identisch.¹⁰ Die

⁸ Stadtarchiv Retz, Kalendersammlung – Karton 5.

⁹ Hinsichtlich der Geschichte der Meteorologie stütze ich mich auf *Howard H. Frisinger*, *The History of Meteorology to 1800*, New York 1977, und *Alain Fierro*, *Histoire de la météorologie*, Paris 1991. *K. Schneider-Carius*, *Wetterkunde – Wetterforschung. Geschichte ihrer Probleme und Ergebnisse* in Dokumenten aus drei Jahrtausenden, Freiburg-München 1955, ist wegen seiner Textauswahl sehr nützlich. Zur frühneuzeitlichen Almanach- und Kalenderliteratur siehe *Geneviève Bollème*, *Les almanachs populaires aux XVIIe et XVIIIe siècles. Essai d'histoire sociale*, Paris 1969, sowie *Robert Mandrou*, *De la culture populaire aux XVIIe et XVIIIe siècle. La Bibliothèque bleue de Troyes*, Paris 1964, 55ff. Einen Überblick zu den Grundbegriffen der mittelalterlichen Astrologie bietet *J. D. North*, *Medieval Concepts of Celestial Influence. A Survey*, in: P. Curry (Hg.), *Astrology, Science and Society. Historical Essays*, Suffolk 1987, 5–17.

Astrometeorologie wurde bereits im 16. Jahrhundert zur Zielscheibe des Spotts humanistischer Gelehrter¹¹, mußte sich aber seit dem Erscheinen der ersten gedruckten Kalender auch der Überprüfung durch empirische Beobachtung in der Form stellen, daß einzelne Kalenderbenützer ihre Prognosen mit dem tatsächlichen, auf den leeren Kalenderblättern handschriftlich vermerkten Witterungsverlauf des Jahres konfrontierten.¹² Diese Überprüfung von astrometeorologischen Prognosen und Wetterregeln mittels empirischer Beobachtung dauerte das 17. und 18. Jahrhundert über an. So hat etwa der hessische Landgraf Hermann IV. 1651 auf der Basis einer von ihm selbst erstellten Beobachtungsreihe ein Werk mit dem Titel „Historia Meteorologica, darinnen erstlich demonstriret wird, ob und wie das tägliche Gewitter mit dem Gestirn überein getroffen, und warum solches geschehen oder nicht ...“, veröffentlicht¹³, und Anton Pilgram, Assistent an der Wiener Sternwarte, publizierte noch 1788 eine umfangreiche „Untersuchung über das Wahrscheinliche der Wetterkunde durch vieljährige Beobachtung“, in der er unter anderem versuchte, mittels der Wahrscheinlichkeitsrechnung den Realitätsgehalt von Wetterregeln und Lostagen sowie den Einfluß des Mondes und der Planeten auf das Wettergeschehen zu überprüfen.¹⁴

Während diese in Auseinandersetzung mit astrologischen Prognosen (oder auch unabhängig davon) durchgeführten meteorologischen Beobachtungen¹⁵ noch der Periode der präinstrumentellen meteorologischen Beobachtung angehören (selbstverständlich mit Ausnahme des eben erwähnten Pilgram), begann Mitte des 17. Jahrhunderts das Zeitalter der instrumentellen Meteorologie. 1613 führte Galilei erstmals Temperaturmessungen mit einem von ihm konstruierten Thermometer durch, 1644 baute Toricelli in Florenz das erste Barometer.¹⁶ Die Verwendung dieser neuartigen Instrumente im Rahmen der Redefinition meteorologischer Probleme im Lichte der Physik (durch Descartes, Pascal, Leibniz u. a.) markieren die Anfänge eines neuen meteorologischen Paradigmas, das sowohl eine Abwendung von der aristotelischen oder astrologischen Interpretation des Wettergeschehens als auch eine erhebliche Abstraktionsleistung hinsichtlich der Beobachtungsweise implizierte. In der Folge wurden an unterschiedlichen Orten und seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in rasch ansteigender Zahl von Astronomen, Physikern,

10 Hinsichtlich des Personals der Wiener Universität vergleiche dazu *Anton Mayer*, Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich von der ältesten Zeit bis in die Gegenwart, Wien 1878, Bd. 1, 373ff.

11 So haben etwa François Rabelais („Pantagrueline prognostication, certaine, véritable et infaillible pour l’an 1553 etc.“) und Johann Fischart („Aller Praktik Großmutter“, 1572) derartige Spottschriften verfaßt. Vgl. zu Rabelais: *Bollème*, Les almanaches, 18f., zu Fischart: *Mayer*, Geschichte der geistigen Cultur, 387.

12 Überblick über den Bestand derartiger, mit handschriftlichen Wetternotizen versehenen Kalender bieten *G. Hellmann*, Die Entwicklung der meteorologischen Beobachtungen in Deutschland von den ersten Anfängen bis zur Einrichtung staatlicher Beobachtungsnetze, Berlin 1926, und *Norbert Waniek*, Geschichtlicher Grundriß des österreichischen Anteils am Aufbau der Meteorologie, masch. Diss., Wien 1951, 18 ff.

13 Zit. in: *Hellmann*, Die Entwicklung der meteorologischen Beobachtung, 8.

14 *Anton Pilgram*, Untersuchungen über das Wahrscheinliche der Wetterkunde durch vieljährige Beobachtungen, Wien 1788.

15 So haben auch namhafte Gelehrte wie Johannes Kepler und Tycho Brahe über lange Jahre hinweg Wetterjournale geführt. Vgl. dazu *Hellmann*, Geschichte der meteorologischen Beobachtung.

16 *Frisinger*, A History of Meteorology, 100ff.; *Fierro*, Histoire de la météorologie, 58 ff.

Medizinern bis zu einfachen Landpfarrern Messungen mit diesen beiden grundlegenden Instrumenten der Meteorologie durchgeführt¹⁷, ihre Vergleichbarkeit scheiterte aber zunächst an der Verwendung unterschiedlich konstruierter Instrumente und Meßskalen. Erst der 1780 in Mannheim gegründeten „Societas Meteorologica Palatina“ gelang es, durch die Verteilung einheitlicher Meßinstrumente und Beobachtungsinstruktionen für kurze Zeit ein aus 39 Stationen bestehendes Beobachtungsnetz aufzubauen, daß allerdings die Napoleonischen Kriege nicht überlebte.¹⁸ Daher blieb der wesentliche Stützpunkt der regelmäßigen instrumentellen Wetterbeobachtung bis zur Errichtung staatlicher Beobachtungsnetze ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Sternwarte, wo die Meteorologie „nur eine Dienerin der Astronomie“ war, wie sich der erste Direktor der 1851 gegründeten „Zentralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus“ in Wien, Karl Kreil, ausdrückte.¹⁹

Auf diese Weise wurden bis zum Ende des 18. Jahrhunderts eine Unmenge von Beobachtungsdaten in Form unabsehbarer Zahlenreihen aufgehäuft, deren zunächst bloß statistische Bearbeitung erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts langsam einsetzte.²⁰ Die so betriebene Meteorologie war bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein eine auf statistischen Methoden beruhende Klimatologie, die sich auf theoretischer Ebene erst durch die Heranziehung physikalischer Erkenntnisse, insbesondere den Gesetzen der Thermodynamik, den Einzelvorgängen in der Atmosphäre zuwandte und auf praktischer Ebene durch die Verwendung der entstehenden staatlichen Telegraphennetze zumindest eine kurzfristige Prognose-sicherheit zu erzielen begann.²¹

Parallel zu diesen auf einen engen Kreis von Gelehrten begrenzten Vorgängen lebten aber die astrologische Wetterprognose mit der anhaltenden und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch wachsenden Popularität der Almanache und Kalender und das Vertrauen auf Wetterregeln und Lostage, die ja von der bäuerlichen Bevölkerung nicht erfunden, sondern „erst in der Zeit der Aufklärung in großem Umfang bauertümlich wurden“²², in breiten Kreisen der Bevölkerung fort. Noch

17 *Hellmann*, Die Entwicklung der meteorologischen Beobachtung, bietet einen – wohl kaum vollständigen – Überblick für Deutschland (in den Grenzen der Weimarer Republik).

18 *Hellmann*, Die Entwicklung der meteorologischen Beobachtung, 19 f.

19 *Karl Kreil*, Die Meteorologie in Österreich, in: Almanach der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien 3 (1853), 81–95. Mit regelmäßiger Instrumentenbeobachtung wurde in Wien 1734 am Observatorium des Jesuitenkollegs begonnen, die an der 1753 gegründeten Universitätssternwarte fortgeführt wurden. Aufzeichnungen von kontinuierlichen und vergleichbaren Thermometer- und Barometerablesungen liegen aber erst seit 1775 vor, zunächst in publizierter Form in den sogenannten „Wiener Ephemeriden“ und seit 1784 im „Wiener Diarium“, ab 1793 auch in Manuskriptform. Vgl. dazu *Carl von Littrow/Carl Hornstein* (Hg.), Meteorologische Beobachtungen an der k.k. Sternwarte in Wien von 1775 bis 1855. 5 Bde., Wien 1860.

20 Den Beginn markieren Alexander von Humboldts Isothermenkonzept, der damit nicht klimatologische, sondern botanische Fragen bezüglich der Verbreitung der Pflanzenarten klären wollte, und H. W. Brandes, dem Begründer der synoptischen Meteorologie in Form von Wetterkarten, einer der Voraussetzung der gegenwärtigen Form der Wetterprognose. Vgl. dazu *Schneider-Carius*, Wetterkunde, 144ff.

21 Strategische Überlegungen haben bei der Errichtung staatlicher Wetterdienste eine nicht unwesentliche Rolle gespielt. Dem Direktor des Pariser Observatoriums, Le Verrier, gelang es, 1855 angesichts der Zerstörung eines Teils der französischen Flotte im Krimkrieg durch ein Unwetter Napoleon III. von der Nützlichkeit eines telegraphischen Wetterdienstes zu überzeugen. Vgl. dazu *Fierro*, Histoire de la météorologie, 108 ff., und *Charles-Pierre Peguy*, Jeux et enjeux du climat, Paris 1989, 44 f., für den die moderne Wettervorhersage daher ein weiteres „Kind des Krieges“ darstellt.

Mitte des 19. Jahrhunderts focht der französische Astrologe und Kalenderautor Mathieu de la Drôme erbitterte Gefechte mit dem Direktor des Pariser Observatoriums, Le Verrier, um die wissenschaftlichen Anerkennung seiner Wetterprognosen aus²³, während der Direktor der Wiener Sternwarte, Carl von Littrow, seit 1841 gleich selbst einen „Kalender für alle Stände“ herausgab, in dem er die genaue Beobachtung der Planeten wegen ihres Einflusses auf Witterung und Krankheiten empfahl.

An welcher Stelle sind nun die bäuerlichen Wetterchroniken in dieser eben nur knapp skizzierten Geschichte des neuzeitlichen meteorologischen Diskurses zu verorten? Ihre Autoren haben durchaus noch ein offenes Ohr für astrologische Prognosen. So ärgerte sich etwa Thomas Reckendorfer aus Matzen in seinen Eintragungen zum Jahr 1857 über eine „Lügen-Prophezeiung von den Wiener Astronomen“: „Nämlich sie gaben vor, daß den 14. Juni ein Kometstern erscheinen werde, der entweder uns oder andere Weltgegenden mit Donner und Blitz, Wassergüssen, Pest oder andere Krankheiten, auch mit Erdbeben vernichten werde. Daher entstand ein so großer Schrecken und Furcht, daß niemand keine Lust zum Essen und Arbeiten hatte, aber alles ging glücklich vorüber.“ Ein von ihm 1858 beobachtetes „Himmelszeichen“ interpretiert er jedoch im darauffolgenden Jahr als Vorbote des Krieges um die Lombardei.²⁴ Auch ist der Glaube an die Beeinflußbarkeit des Wettergeschehens durch rituelles Handeln noch nicht ganz geschwunden. Leopold Schweineker aus Oberretzbach berichtet in seinen Aufzeichnungen, denen wir bereits den ausführlichen Wetterbericht für das Jahr 1834 entnommen haben, daß man aufgrund der großen Trockenheit am 13. Juni 1847 im Dorf eine „Betstunde wegen einem Regen“ abgehalten habe. „... und den 16. fangt es an (zu regnen – E.L.) und dauert bis 28. Juni, am 29., am Peterstag, wurde es schön.“²⁵ Wesentlich schwieriger ist die Bedeutung von Lostagen und Wetterregeln für die meteorologische Wahrnehmung der Autoren zu beurteilen. Explizit wird lediglich an einer Stelle auf einen Lostag Bezug genommen.²⁶ Die immer wiederkehrende Erwähnung bestimmter Tage – im oben zitierten Wetterbericht für das Jahr 1834 etwa die Bemerkung, daß zu „Josephi“ bereits viel gehaut war – deutet eher darauf hin, daß diese als Indikatoren für die grundlegenden klimatischen Charakteristika eines Jahres fungierten. Ansonsten beruhen diese bäuerlichen Wetterberichte nahezu ausschließlich auf empirischen Beobachtungen des Witterungsverlaufs. Die dabei vorgenommene Selektion der Anhaltspunkte und deren Beurteilung, die in beständiger Wiederkehr allen Autoren gemeinsam sind, verweisen auf ein kohärentes und strukturiertes Wahrnehmungs- und Beurteilungsraster meteorologischen Phänomene, das einer eigenständigen Logik folgt und sich von der astrometeorologischen Sichtweise ebenso radikal unterscheidet wie von der durch Meßinstrumente vermittelten und

22 So vermutet zumindest *Utz Jeggle*, Vom richtigen Wetter. Regeln aus der kleinbäuerlichen Welt, in: Kursbuch 64 (1981), 121.

23 Siehe dazu *Marie-France Noël-Waldteufel*, Le météorologie entre science et savoir. L'affaire Mathieu de la Drome, in: *Études Rurales* 118–119 (1990), 59–68.

24 Das Gedenkbuch der Familie Reckendorfer in Matzen, Niederösterreich. Bearbeitet und kommentiert von Anton Hofer, Wien 1985, 101f.

25 Chronik Schweineker 1847.

26 Ebd. 1843: „Den 21. September auf Mathei war ein schöner Tag. Da soll im Jahr 1844 ein guter Wein wachsen.“

auf einige wenige, für alle Beobachter verbindlichen Indikatoren des Witterungsgeschehens reduzierten Wahrnehmungsweise unserer heutigen Wetterdienste. Diese bäuerliche, in den Wetterchroniken schriftlich fixierte Rede über das Wetter hat möglicherweise als sporadische Notiz auf leeren Blättern von Almanachen und Kalendern begonnen, und sie endet mit der Übernahme der instrumentellen Wetterbeobachtung durch die bäuerliche Bevölkerung. Anstatt wie in den vorhergegangenen 70 Jahren die Temperaturverhältnisse durch den Verweis auf die notwendige Arbeitskleidung zu kennzeichnen, notierte einer der Autoren im Sommer 1852, dem Gründungsjahr der meteorologischen Zentralanstalt in Wien und des von ihr geleiteten Beobachtungsnetzes: „Die Hitze hat den 18. Juli 31 Grad.“²⁷

2. Ökotypus Weinbau

„Um Johanni war es sehr kalt und fangen die Weintrauben zu blühen an, aber naß war es nicht.“²⁸

Auf den ersten Blick erscheint diese Eintragung in einer der hier bearbeiteten Chroniken dem heutigen Leser höchst banal. Warum sollte die Aussage, daß die Traubenblüte zu einem bestimmten Termin einsetzte und die Witterung zu diesem Zeitpunkt kühl war, es aber nicht regnete, von Bedeutung sein? Die Tatsache, daß in den Witterungsbeschreibungen fast jedes Jahres der Beginn der Traubenblüte und die Wetterlage zu diesem Termin vermerkt sind, verweist jedoch darauf, daß diese phänologischen und meteorologischen Phänomene für die Autoren der Aufzeichnungen von einiger Bedeutung waren und im Rahmen ihrer Wahrnehmungsweise durchaus einen Sinn ergaben, der im Kontext unseres heutigen meteorologischen Alltagsverständes nicht mehr ohne weiteres einsichtig ist. Claude Lévi-Strauss hat angesichts des Reichtums des ökologischen Wissens der von ihm untersuchten Gesellschaften und der höchst selektiven Einbeziehung von Bestandteilen des Ökosystems in deren Mythen und Klassifikationssysteme darauf verwiesen, daß Naturerscheinungen nicht per se Bedeutungsträger sind. „Sie haben keine Eigenexistenz, denn sie sind abhängig von den Techniken und der Lebensweise der Bevölkerung, die sie definiert und die ihnen einen Sinn gibt, in dem sie sie in einer bestimmten Richtung nützt. Die Natur ist nicht widerspruchsvoll in sich; sie kann es nur innerhalb der besonderen menschlichen Tätigkeit sein, die sich ihr aufprägt; und die Eigenschaften der Umwelt erlangen je nach der historischen und technischen Form, die diese oder jene Art von Tätigkeit in dieser Umwelt annimmt, verschiedene Bedeutung.“²⁹

²⁷ Chronik Schweineker 1852. Die Übernahme instrumenteller Meßverfahren kommt auch darin zum Ausdruck, daß der Autor anläßlich der Weinlese dieses Jahres erstmals die Qualität des Traubenumostes nicht sensorisch beurteilt, sondern mit einer Mostwaage ermittelte und die Skalenwerte in seinen Notizen vermerkt: „Den 11. Oktober hat die Weinlese angefangen und kost der Eimer Most rot und weiß 8 fl, 9 fl bis 10 fl, und wiegt 15 bis 18 Grad.“

²⁸ Chronik Schweineker 1832

²⁹ Lévi-Strauss, Das wilde Denken, 114. Siehe auch *Ders.*, Structuralisme et écologie, in: *Ders.*, Le regard éloigné, Paris 1983, 143–166, für ein konkretes Beispiel des Zusammenhangs von mythischem Denken und ökologischen Lebensbedingungen.

Um den Sinn nicht nur der eben zitierten Bemerkung, sondern der in den Chroniken festgehaltenen Witterungsbeobachtung ganz allgemein zu erschließen, muß man sie im Kontext der materiellen Existenzbedingungen ihrer Autoren interpretieren. Für die Darstellung des Zusammenhangs von produktiver Tätigkeit und deren ökologischen Voraussetzungen bietet sich der Begriff des „Ökotypus“ im Sinne einer konkreten Form der Bearbeitung der natürlichen Umwelt zur Existenzsicherung innerhalb eines bestimmten makroökonomischen Rahmens an.³⁰

Die fünf Autoren der hier interpretierten Chroniken betrieben alle im nordöstlichen Teil Niederösterreichs, der wegen der hier fast allgegenwärtigen Präsenz der Rebenkultur üblicherweise als „Weinviertel“ bezeichnet wird, in unterschiedlicher Kombination Wein- und Ackerbau, ergänzt durch eine geringfügige Viehzucht. Da drei von ihnen aus einem eng umgrenzten Gebiet, dem Umland der Stadt Retz an der mährisch-niederösterreichischen Grenze, stammen, werde ich an seinem Beispiel versuchen, die wesentlichen Merkmale des für die Region charakteristischen landwirtschaftlichen Ökotypus darzustellen.

Hinsichtlich der klimatischen Bedingungen ist das Gebiet durch das Aufeinandertreffen von Merkmalen der atlantischen und der kontinentaleuropäischen Klimazone gekennzeichnet. Mit einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 9° C und einer Niederschlagsmenge von knapp unter 500 mm eignet es sich vorzüglich für den Weinbau. Die geringe Niederschlagsmenge und lang anhaltende Trockenperioden, aufgrund deren diese Region zu den regenärmsten Gebieten Mitteleuropas zu zählen ist und die der vorherrschenden Flora in mancherlei Hinsicht Steppencharakter verleihen, stellen jedoch andere Zweige der Landwirtschaft vor schwerwiegende Probleme. Der Weinbau wird wiederum durch starke Temperaturschwankungen und häufig auftretende Spätfröste beeinträchtigt.³¹

Der in monokultureller Form betriebene Weinbau ist eine Ausprägung des Gartenbaus, bei der in der hier behandelten Epoche ausschließlich menschliche Arbeitskraft eingesetzt wurde.³² Eine Rebenfläche von der Größe eines Hektars erforderte auf der Basis der zeitgenössischen Kulturtechnik etwa 200 Arbeitstage pro Jahr, was auf den zehnfachen Arbeitsaufwand einer äquivalenten Fläche Ackerlandes hinauslief. Da die anfallenden Arbeiten über zwei Drittel des Kalenderjahres verteilt waren, konnte ein einzelner Arbeiter auf sich allein gestellt maximal ein Hektar Weingarten bearbeiten. Im Rahmen einer familienwirtschaftlichen Form der Arbeitsorganisation lag die Grenze bei zwei bis drei Hektar Rebfläche. Durch die

30 Der Begriff des „Ökotypus“ wurde zunächst von *Eric Wolf*, *Peasants*, Englewood Cliffs 1966, 19, im Sinne von „systems of energy transfers from the environment to man“ verwendet, und erfreut sich zunehmender Beliebtheit bei der Untersuchung der Zusammenhänge von kulturellen Systemen und ökologischen Existenzbedingungen. Vgl. dazu *Orvar Löfgren*, *Peasant ecotypes, Problems in the comparative study of ecological adaptation*, in: *Ethnologia Scandinavia* 1976. Weiters *Michael Mitterauer*, *Formen ländlicher Familienwirtschaft*, in: *Josef Ehmer/Michael Mitterauer, Familienstruktur und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften*. Wien 1986, 185–323.

31 Vgl. zu all dem ausführlich *Wolfgang Himmelbauer/Emil Stumme*, *Die Vegetationsverhältnisse in Retz und Znaim*, Wien 1923.

32 Die folgenden Ausführungen basieren auf den Ergebnissen meiner Dissertation. Vgl. *Erich Landsteiner*, *Weinbau und Gesellschaft in Ostmitteleuropa. Materielle Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft im Weinbau, dargestellt am Beispiel Niederösterreichs in der frühen Neuzeit*, masch. Diss., Wien 1992.

Bepflanzung mit Reben konnte jedoch die Produktivität sowohl von sonst nur marginale Erträge abwerfendem Land als auch von Ackerböden erheblich gesteigert werden. Aufgrund des hohen Arbeitsaufwandes der Rebkulturen wurde diese erhöhte Produktivität des Landes aber mit einer gegenüber dem Ackerbau erheblich verringerten Produktivität der aufgewendeten Arbeit erkaufte. Dieses Charakteristikum des Weinbaus, das er mit anderen landwirtschaftlichen Intensivkulturen teilt, ermöglicht eine gegenüber den Getreidebauzonen wesentlich höhere Siedlungs- und Bevölkerungsdichte in den Weinbaugebieten und ein verstärktes Anwachsen der Zahl von Klein- und Kleinstbetrieben auf familienwirtschaftlicher Basis.³³

Aufgrund spezifischer sozioökonomischer und konjunktureller Entwicklungen, deren Darstellung den Rahmen des hier behandelten Themas übersteigt, hatte sich der niederösterreichische Weinbau im Verlauf des 17. Jahrhunderts zu einem ausschließlich bäuerlichen Wirtschaftszweig entwickelt.³⁴ Dieser Prozeß, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seinen Höhepunkt erreichte, führte insbesondere im niederösterreichischen Weinviertel, aber auch im angrenzenden Mähren, zur Ausbildung einer Agrarstruktur, die durch das Nebeneinander von Bauernwirtschaften einerseits, einer großen und das 18. Jahrhundert hindurch ständig anwachsenden Zahl von Kleinstellen und Inwohnerhaushalten³⁵ andererseits gekennzeichnet war. Während die Bauern durch die feudalarrechtliche Bindung einer regional unterschiedlich großen Ackerfläche an das Haus in der Regel Acker- und Weinbau kombinierten, betrieben die mit oft sehr geringfügigen Parzellenbesitz ausgestatteten Häusler und Inwohner fast ausschließlich Weinbau. Mit der Intensität des Weinbaus stieg in den einzelnen Dörfern auch die Zahl dieser Kleinstbetriebe an. Tabelle 1 gibt die Landbesitzstruktur in einer der am stärksten vom Weinbau geprägten Zone des Landes am Beispiel der beiden im Zuge des 18. Jahrhunderts durch Siedlungsverdichtung miteinander verschmolzenen Dörfer Ober- und Mitterretzbach an der mährisch – niederösterreichischen Grenze wieder.³⁶

33 Siehe dazu *Alexander Tschajanow*, Die Lehre von der bäuerlichen Wirtschaft, Frankfurt/Main 1987, 63 ff., und *Wolf*, Peasants, 28.

34 Vgl. dazu ausführlich *Landsteiner*, Weinbau und Gesellschaft.

35 Als „Inwohner“ bezeichnet man in Österreich landwirtschaftliche Produzenten, die bei anderen zur Miete wohnten und diese Miete in der Regel in Form von Arbeitsleistungen an den Hausbesitzer entrichteten.

36 Die Tabelle basiert auf einer Auswertung der Parzellenprotokolle des sog. „Josephinischen Katasters“ für diese beiden Dörfer im Niederösterreichischen Landesarchiv, Ständische Abteilung. Vgl. dazu *Landsteiner*, Weinbau und Gesellschaft, 192 f.

Landbesitzstruktur in Ober- und Mitterretzbach 1787

Betriebs- größe	Zahl der Betriebe	davon Inwohner	durchschnittliche			
			Gesamtfl.	Wg. in Hektar	A.	Wi.
bis 1 ha	110	70	0,42	0,38	0,03	0,01
1 – 2 ha	35	10	1,43	1,14	0,23	0,06
2 – 3 ha	20	0	2,37	1,57	0,69	0,11
3 – 4 ha	19	0	3,55	2,16	1,18	0,20
4 – 6 ha	14	0	5,27	2,59	2,35	0,34
6 – 10 ha	14	0	7,37	3,16	3,82	0,39
über 10 ha	6	0	12,46	5,08	5,63	1,03
alle Betriebe	218	80	2,12	1,24	0,77	0,12

Gesamtfl. = Gesamtfläche, Wg. = Weingartenfläche, A. = Ackerfläche
Wi. = Wiesenfläche

Die 218 Betriebe in den beiden Dörfern teilten untereinander 463 ha Land, wovon 270 ha als Weingärten, 168 ha als Ackerland und 26 ha als Wiesen genutzt wurden. Lediglich sieben Grundbesitzer besaßen zur Zeit der Erhebung keinen Weingarten, knapp die Hälfte von ihnen betrieb aber ausschließlich Weinbau. Hingegen gab es in den beiden Dörfern zu diesem Zeitpunkt keinen einzigen Haushalt ohne Landbesitz. Wie die Tabelle deutlich zeigt, wurde erst in Betrieben ab einer Größe von vier Hektar Landbesitz, die insgesamt wiederum nur etwa 15 % aller Betriebe in den beiden Dörfern ausmachten, ein gleichgewichtiges Verhältnis zwischen Acker- und Weinland erreicht. Dem sehr geringen Graslandanteil an der gesamten landwirtschaftlich genutzten Fläche korrespondierte der sehr reduzierte Viehstand in den beiden Dörfern.³⁷

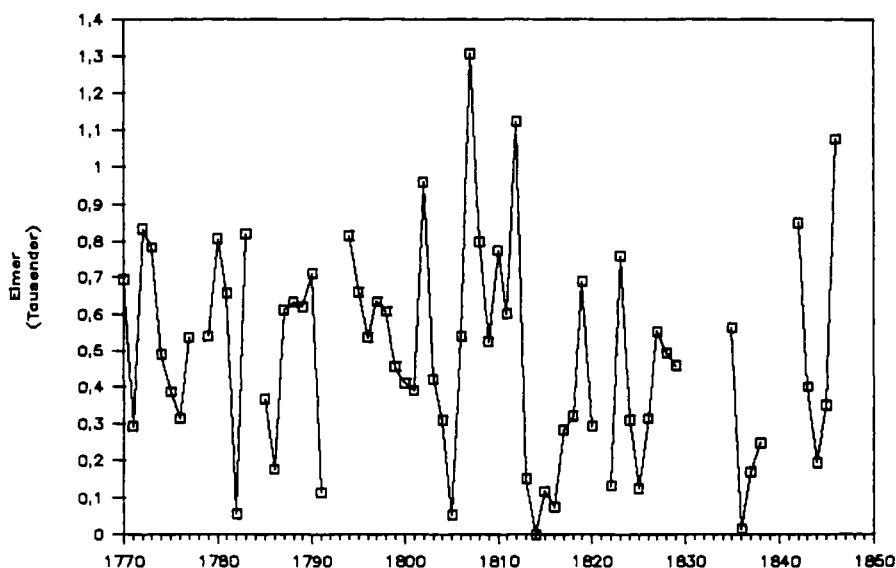
Die prekäre wirtschaftliche Existenz der großteils aus Inwohnern zusammengesetzten Schicht von Parzellenbesitzern, die nahezu ausschließlich Weinbau betrieben, wird durch ein weiteres Charakteristikum des kontinentaleuropäischen Weinbaus noch zusätzlich unterstrichen. Aufgrund negativer Witterungseinflüsse, insbesondere die häufig auftretenden Winter- und Frühjahrsfröste, schwankten die Erträge hier wesentlich stärker als im Ackerbau. Wie aus der Graphik, die auf Zehenterträgen aus der unmittelbaren Umgebung der beiden Dörfer beruht, zu ersehen ist, differierten die Weinerträge von einem Jahr zum anderen häufig um 200

³⁷ Zur Zeit der Anlegung des Katasters wurden in den beiden Dörfern 2 Pferde, 26 Zugochsen, 155 Kühe, 62 Schweine, 215 Schaaf und 45 Ziegen gehalten. In Oberretzbach verfügten 1770 lediglich 8 von 47 Hausbesitzern über Zugtiere.

bis 300 %. Vollständige Mißernten wie in den Jahren 1782, 1805, 1814 und 1836 waren keine Seltenheit.³⁸

In diesen durch die „Zähigkeit der Winzer“³⁹ in einem langandauernden Anpassungsprozeß der Pflanze und der Kulturtechnik für die Rebe erschlossenen Gebieten war vor der Lese keine Ernte sicher. Jedes Jahr spielte sich das Drama zwischen den auf einen reichen Herbst hoffenden Weinbauern und der Unerbittlichkeit der Natur von neuem ab. Für die ausschließlich auf den Ertrag ihrer Weingärten angewiesenen Kleinstellenbesitzer und Inwohner, die ja auf den Zukauf der wichtigsten Grundnahrungsmittel angewiesen waren, bedeuteten diese Ertragsschwankungen eine konstante Bedrohung ihrer Existenz. Wohlhabend war hier nur derjenige, der neben einem ansehnlichen Weingartenbesitz auch über eine ausreichende Ackerfläche verfügte, die ihm beim Ausfall einer Weinernte ein Auskommen sicherte. Wie am Beispiel der beiden Dörfer zu sehen war, verfügte nur eine geringe Zahl der Betriebe über diese Voraussetzungen für eine gesicherte wirtschaftliche Existenz. Insofern vermag es auch nicht zu verwundern, daß sich die Angst vor negativen Witterungseinflüssen tief ins Bewußtsein dieser Weinbauern eingepreßt hat und ihre gesamte Naturwahrnehmung strukturierte.

Weinzehentertrag Retz 1770–1848



³⁸ Vgl. dazu Landsteiner, Weinbau und Gesellschaft, 51ff.

³⁹ Fernand Braudel, Sozialgeschichte des 15.–18. Jahrhunderts, 3 Bde., München 1985–86, Bd. 1, 234.

Welche Positionen nehmen nun Autoren der hier besprochenen Aufzeichnungen im Rahmen dieser Agrarstruktur ein? Die umfangreichste und ausführlichste Chronik, die ein ganzes Jahrhundert umspannende Witterungsbeschreibungen enthält, wurde von Philipp Schweineker, einem Inwohner aus Mitterretzbach, der 1787 nur einen Weingarten von 0,26 ha Ausmaß besaß, 1772 begonnen und von 1802 bis 1851 von seinem Sohn Leopold weitergeführt. Leopold Schweineker (1772 – 1854) gelang es, in Oberretzbach ein Haus zu erwerben und den Grundbesitz seiner Familie nicht unwesentlich auszuweiten. 1823 besaß er vier Ackerparzellen im Ausmaß von 0,66 ha, sechs Weingartenparzellen, die zusammen 0,94 ha umfaßten, und einen kleinen Obstgarten. Da er über lange Jahre hinweg als Geschworener dem Ortsgericht angehörte und für kurze Zeit auch das Dorfrichteramt bekleidete, scheint er im Rahmen der Dorfgesellschaft einiges Ansehen genossen zu haben. Nach dem ihm am Ende seines langen Lebens das Augenlicht verließ, führte sein im benachbarten Dorf Altstadt Retz ansässiger Schwiegersohn die Aufzeichnungen noch einige Jahre weiter. In Altstadt Retz lebte auch Leopold Resler (1750 – 1801), dessen Aufzeichnungen den Zeitraum von 1778, dem Jahr seiner ersten selbstständigen Weinernte, bis 1800 dokumentieren. Auch er war zeitweilig Ortsrichter seines Heimatdorfes und besaß 1787 1,55 ha Weingärten. Nach seinem Tode führte sein gleichnamiger Sohn die Chronik bis ins Jahr 1822 weiter. Der Autor der dritten in dieser Region entstandenen Chronik, Franz Weißmayer, war wiederum Inwohner im Dorf Obermarkersdorf. 1785 besaß er lediglich eine einzige Landparzelle von 0,57 ha Fläche, die er zu einem Drittel als Weingarten und zu zwei Drittel als Acker nützte. Seine Aufzeichnungen umfassen den Zeitraum 1795–1841. Alle drei Chroniken wurden also von Weinbauern verfaßt, die im Rahmen der in dieser Region vorherrschenden Besitzstruktur in der unteren Hälfte der Dorfhierarchie anzusiedeln sind, wenn sie nicht wie Weißmayer der ärmsten Schicht der Dorfbevölkerung, die über kein eigenes Haus verfügte, angehörten. Hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Existenzgrundlage waren sie alle fast vollständig vom Ertrag ihrer Weingärten abhängig, den sie allenfalls noch mit Tagelöhnerarbeit bei den wenigen größeren Weingartenbesitzern in den Dörfern ergänzen konnten. Die beiden Autoren der zwei zusätzlich hinzugezogenen Chroniken unterscheiden sich hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Lage nicht unwesentlich von den drei letztgenannten. Sie stammen beide aus dem östlichen Teil des Weinviertels, der in geringerem Ausmaß als das Umland der Stadt Retz vom Weinbau geprägt war. Hier hatte sich bis ins 19. Jahrhundert hinein eine Schicht von „bestifteten“ Bauern erhalten, zu deren Höfen immer auch ein Mindestmaß an Ackerland gehörte und die vielfach noch die Mehrheit der Dorfbevölkerung ausmachten. Georg Anger (1773–1829) aus Ketzelsdorf gehörte zu den 48 „Halblehnern“ dieses Dorfes, denen hier nur 23 „Kleinhäusler“ gegenüberstanden. 1822 bestand seine Wirtschaft aus 5,2 ha Ackerland, 0,9 ha Rebpfanzungen, einem kleinen Stück Wiese und einem Obstgarten. Seine Aufzeichnungen, die sich von denen der bisher genannten Autoren insofern unterscheiden, als er sie explizit an zukünftige Leser adressiert hat und immer wieder von der bloß chronikalischen Form zur Erzählung seiner Erlebnisse im Verlauf der Koalitionskriege übergeht, umfassen den Zeitraum 1797–1822. Schließlich wäre noch Thomas Reckendorfer aus Matzen zu nennen, der zwar im Kataster von 1822 als „Kleinhäusler“ erscheint, mit seinen 3,5 ha Ackerland und 0,9 ha Weingarten-

fläche ähnlich wie Georg Anger aber ein eher ackerbäuerliches Leben führte. Daß ihre Aufzeichnungen im Kontrast zu den drei Chroniken aus dem Retzer Gebiet erheblich reduzierte Witterungsbeobachtungen enthalten, ist möglicherweise damit zu erklären, daß ihre wirtschaftliche Existenz wesentlich weniger von der äußerst witterungsabhängigen Rebenkultur dominiert war.⁴⁰ Die Sonderstellung der aus weinbäuerlicher Hand stammenden Aufzeichnungen wird auch durch einen Vergleich mit anderen Beispielen bäuerlicher Schreibpraxis bestätigt. Diese bestehen in der Regel aus Notizen über den Umgang mit Bargeld und enthalten mehr oder weniger ausführliche Informationen über familiäre und dörfliche Ereignisse. Nirgendwo nehmen jedoch meteorologische Beobachtungen derart breiten Raum ein wie in den hier bearbeiteten Chroniken.⁴¹

3. Die Meteorologie der Weinbauern

Angesichts der überwältigenden Bedeutung, die der Weinbau für die materielle Existenz der Mehrheit der Landbevölkerung dieser Region hatte, verwundert es nicht, daß ihr kalendarisches und meteorologisches Wahrnehmungssystem vor allem durch den Vegetationszyklus der Weinrebe und der ihm korrespondierenden Bearbeitungsschritte der Weingärten strukturiert war.

In kontinentaleuropäischen Weinbauregionen beginnt der Austrieb der Reben für gewöhnlich Ende April. Nach der Ausbildung der Triebe und Blütengescheine im Verlauf des Monats Mai ist die Traubenblüte, die in der Regel in die zweite Junihälfte fällt und eine hinsichtlich der Witterungsbedingungen besonders sensible Phase in der generativen Entwicklung der Fruchtsätze darstellt, das zweite fundamentale Datum im Vegetationszyklus der Reben. Werden der Antriebs- und die Triebentwicklung vor allem durch Spätfröste gefährdet, so bedroht eine kalte und regnerische Witterung während der Blüte den erfolgreichen Verlauf dieses kritischen Stadiums der Traubenbildung. Ungünstiges Blütewetter führt in der Regel zu deformierten und verkümmerten Fruchtsätzen, während eine verspätete Blüte die Verkürzung der Reifephase und damit negative Konsequenzen für die Qualität der Ernte nach sich zieht. Nach der vollständigen Ausbildung der Trauben im Verlauf der Monate Juli und August setzt Ende August die Reifephase ein.

⁴⁰ Die Informationen zu den Autoren stammen entweder aus ihren Aufzeichnungen selbst, oder wurden, was den Grundbesitz betrifft, den Parzellenprotokollen des Josephinischen und des Franziszeischen oder stabilen Katasters für die jeweiligen Dörfer entnommen. Von den Chroniken stammen diejenigen der Familie Schweineker und Resler sowie von Franz Anger aus Privatbesitz und liegen mir in kopierter Form vor. Die Aufzeichnungen von Franz Weißmayer standen mir nur in Form einer lückenhaften Abschrift zur Verfügung, die im Stadtarchiv Retz aufbewahrt wird. Das sogenannte Gedenkbuch der Familie Reckendorfer wurde von Anton Hofer unter dem Titel „Das Gedenkbuch der Familie Reckendorfer in Matzen“, Wien 1985, ediert. In weiterer Folge werden die einzelnen Aufzeichnungen mit Siglen und Jahresangabe der jeweiligen Eintragung zitiert: Schweineker = A, Resler = B, Weißmayer = C, Reckendorfer = D, Anger = E. „A 1834“ verweist also auf eine Eintragung in der Chronik Schweineker aus dem Jahre 1834. Hinsichtlich der Transkription wurde eine weitgehende Angleichung an die gegenwärtigen orthographischen Normen vorgenommen.

⁴¹ Vgl. die Beispiele in: *Helmut Ottenjann/Günter Wiegelmann* (Hg.), *Alte Tagebücher und Anschnreibücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa*, Münster 1982, und in: *Jan Peters/Hartmut Harnisch/Lieselotte Endres*, *Märkische Bauerntagebücher des 18. und 19. Jahrhunderts*, Weimar 1989.

Die kritischen Stadien des Vegetationszyklus der Rebe finden in den Aufzeichnungen der Weinbauern insofern ihren Niederschlag, als regelmäßig das Datum des Antriebs, der Traubenblüte, des Einsetzens der Zeitigung und der Ernte in ihnen vermerkt ist. Mehrere mit den korrespondierenden Heiligennamen benannte Tage dienten als Orientierungspunkte für die Beurteilung des jahresspezifischen Vegetationsverlaufs. Zu St. Georg (23. April) beobachtete man, ob der Austrieb schon eingesetzt hatte und wie groß die Knospen bereits waren. Ein früher Antrieb aufgrund hoher Frühjahrstemperaturen, der in der Regel durch die Bemerkung, daß um den Georgstag herum bereits die Traubenansätze zu sehen waren, gekennzeichnet ist, galt als ebenso beunruhigend wie die Tatsache, daß dieser in manchen Jahren erst zu Junibeginn richtig einsetzte. Während im einen Fall die Wahrscheinlichkeit von Spätfrostschäden wesentlich erhöht wurde, ließ der andere die Hoffnung auf das Erreichen des erforderlichen Reifegrades bis zum Erntetermin schwinden. „Sind auf Georg noch die Reben blind, freuen sich Hauer, Weib und Kind“, heißt es in einem Wetterspruch zum Georgs-Tag.⁴² Tatsächlich verging kaum ein Jahr, in dem die „Gefrier“ nicht zumindest die Tallagen „verbrannte“. Die extreme Frostanfälligkeit der Weinpflanzungen ist durch den Düngermangel erklärbar. Der äußerst reduzierte Viehbestand in den Weinbaudörfern wurde bereits erwähnt, und die Versuche, durch Streusammeln im Wald diesem Mangel zu begegnen, boten nur einen unzureichenden Ersatz.⁴³

Nachdem man die Frostgefahr im Mai mehr oder weniger heil überstanden hatte, wartete man gespannt auf den Beginn der Traubenblüte. Als kritisches Datum galt hier der 24. Juni, der Tag Johannes des Täufers. Spätestens an diesem Tag sollten die Trauben blühen, da ansonsten alle Hoffnung auf eine ausreichende Zeitigung im Herbst schwand. Schwankungen bis zu einem Monat waren in diesem Stadium des Vegetationszyklus durchaus möglich: Während 1824 die Blüte zu „Johanni“ noch nicht eingesetzt hatte, begann sie 1834 bereits am 28. Mai.⁴⁴ Der Spruch „Pfersich, Nüsse und Wein gräbt Johannes‘ – Regen ein“ verweist wiederum auf die Bedeutung der Witterung während der Blüte. Exakt zwei Monate nach „Johanni“, zu Bartholomäus (24. August), war im Beobachtungsschema der Weinbauern der dritte wesentliche Termin für die Beurteilung des Vegetationsverlaufs der Reben lokalisiert. „Auf Barthl, auf den freu‘ dich, da werden die ersten Weintrauben reif.“

Hier überlagern sich offenbar zwei Arten der Strukturierung des Jahresablaufs, oder vielmehr gehen diese zwei Strukturierungsformen eine Verbindung miteinander ein: zum einen der durch die Gegenreformation angereicherte und aufgewertete, in der hier behandelten Epoche aber bereits von den Säkularisierungsmaßnahmen des habsburgischen Reformabsolutismus in Frage gestellte christliche Kalender mit seiner reichen Vielfalt an Bezügen zum katholischen „Pantheon“; zum anderen der durch den Vegetationszyklus der Rebe vorgegebene Rhythmus der Natur. Georg, Johannes und Bartholomäus markieren solcherart die kritischen Stadien der

42 Hinsichtlich der im folgenden zitierten Wetterregeln greife ich auf die in: Urbau. Die Geschichte eines Dorfes im mährisch-österreichischen Grenzraum, Wien 1989, 287ff., enthalten Sammlung zurück. Als „blind“ werden Reben bezeichnet, an denen der Austrieb noch nicht eingesetzt hat.

43 A 1824: „Am Hl. Abend war es so schön, daß die Leute Laub aus dem Wald geführt haben.“

44 A 1824 und 1834.

Traubenbildung. Es fehlt der traditionelle Schutzheilige des Weinbaus, Urban⁴⁵, für dessen Tag es in der von der Natur vorgegebenen Struktur des Jahresablaufs offenbar keinen homologen Punkt gab. Da die Aufzeichnungen keinerlei Anhaltspunkte dafür liefern, wage ich bewußt keine Aussagen darüber, ob diesen Heiligen auch eine Schutzfunktion gegen witterungsbedingte Fehlentwicklungen zugedacht worden war. Was in dieser Art, Natur und Kultur aufeinander zu beziehen, jedenfalls vollkommen fehlt, ist das von der Volkskunde in diesem Zusammenhang so sehr betonte (und wohl auch überbetonte) Motiv der Lostage.

Ergänzt wurde der phänologische Blick noch durch die Registrierung weiterer Anhaltspunkte aus dem Vegetationsverlauf der bearbeiteten und unbearbeiteten Natur, mit der die Autoren konfrontiert waren. Ährenbildung, Kornblüte und Getreideernte sind mit ihrem jeweiligen Datum oft ebenso sorgfältig vermerkt wie die kritischen Termine im Wachstumszyklus der Reben. Schwarze Holunderbeeren im Juli galten gemeinsam mit den „schwarzen Jakobi – Trauben“ (Jakob – 25. Juli), die auf die einsetzende Färbung der roten Traubensorten verweisen, als sichere Anzeichen für ein sehr frühes Jahr, das – wie 1834⁴⁶ – auf eine außergewöhnliche Weinernte hoffen ließ. Von einer deutlichen Konzentration der Wahrnehmung auf die Lebensbedürfnisse der Weinrebe und der sie bedrohenden klimatischen Umstände zeugt desweiteren die regelmäßige Registrierung der Menge und der Häufigkeit des Schneefalls, die einerseits einen minimalen Schutz der Rebstöcke gegen Winterfrost bedeuten, andererseits eine wesentliche Variable des jährlichen Wasserhaushaltes in diesem Trockengebiet darstellten.

Nicht unabhängig vom Vegetationszyklus der Reben, aber doch dem menschlichen Willen mehr Spielraum gewährend als die Diktate der Witterung, diente offenbar auch die variable Verteilung der einzelnen Bearbeitungsschritte der Weinpflanzungen als Raster für die Strukturierung des Jahresablaufs. Vom im Februar oder März einsetzenden Rebschnitt bis zur Vorbereitung des Weingartens auf die Winterruhe nach der Lese erforderte die bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts praktizierte weinbäuerliche Kulturtechnik eine dicht gedrängte Abfolge von Arbeitsschritten. Einen ersten Orientierungspunkt im Arbeitskalender stellte der am 19. März lokalisierte Tag des Hl. Josef dar. Abhängig von der herrschenden Witterung vermerken die Eintragungen zu diesem Tag in der Regel, ob der Rebschnitt schon beendet ist und der erste Durchgang der Bodenbearbeitung – das „erste Hauen“ – bereits begonnen hat. „St. Josef weckt die Faulen auf“, lautet der korrespondierende Spruch. Folgt man Leopold Schweineker, so war 1821 bereits Anfang März alles abgeschnitten, weil den Winter über kein Schnee lag. Hingegen hatte man 1829 in Oberretzbach „wegen der großen Kälte“ zu „Josephi“ den Rebschnitt noch gar nicht begonnen, während 1831 „wegen der schönen Zeit“ zu

45 Nur ein einziges Mal, im oben zitierten Bericht über das Jahr 1834 von Leopold Schweineker (A 1834), wird in den Aufzeichnungen auf ihn Bezug genommen.

46 Daß auch im Sommer 1992 der Hollunder in dieser Region bereits Ende Juli reif war, fügt sich gut in den von der Wiener Meteorologischen Zentralanstalt angestellten Temperaturvergleich dieser zwei außergewöhnlichen Jahre ein, wenn auch reifer Holunder im gegenwärtigen meteorologischen Klassifikationssystem keinen Platz mehr hat.

diesem Termin bereits viel gehaut worden war.⁴⁷ Bei der Terminisierung dieser Arbeiten spielten offenbar nicht nur meteorologische Zwänge eine Rolle, sondern auch die Disposition der Weinbauern, diese Arbeiten nur unter bestimmten Witterungsbedingungen anzugehen. 1796 wurde schon im Jänner mit dem Rebschnitt begonnen, weil es „schön war wie im Mai“, im Jahr 1800 notierte derselbe Schreiber hingegen, daß im März nicht viel geschnitten wurde, weil es „durchwegs kalt“ war.⁴⁸ In ähnlicher Weise, aber weniger von der Bereitschaft der Bearbeiter, sich bestimmten Witterungsbedingungen auszusetzen, als vom Fortschritt der Vegetation abhängig, war die Aufmerksamkeit darauf gerichtet, ob zu Pfingsten bereits gejätet (dies meint das Ausbrechen der überzähligen Rebtriebe und die Entfernung von Geiztrieben) wurde, wann der zweite und dritte Durchgang der Bodenbearbeitung sowie die übrigen Laubarbeiten einsetzen.

In einer Klimazone mit thermischer Differenzierung der Jahreszeiten und unregelmäßiger Verteilung der Niederschläge gleichen die Jahre, die aufeinander folgen, sich in meteorologischer Hinsicht nur höchst selten.⁴⁹ Es scheint, als diene dieses am Vegetationszyklus der Rebe und den zu ihrer Betreuung aufgewendeten Anstrengungen orientierte Zeitraster mit seinen vielfältigen Bezugspunkten zum christlichen Kalender offenbar dazu, die Konsequenzen, die Abweichungen des Witterungsverlaufs von einer ohnehin bloß statistisch existenten Norm für das labile Gleichgewicht der von Menschenhand geprägten agrikulturellen Ökosysteme haben konnten, abzuwägen und den Streß, den außergewöhnliche meteorologische Entwicklungen im Hinblick auf die zu erwartende Ernte erzeugten, mental zu bewältigen.

Als ein weiteres kohärentes Subsystem der Wahrnehmung und Beurteilung meteorologischer Phänomene, in das die bäuerlichen Wetterjournale Einblick gewähren, ist das reichhaltige Inventar von Zeichen zur Denotierung von Witterungszuständen anzusehen. Heute sind wir es gewohnt, Temperaturen mittels abstrakter Gradationsskalen zu bezeichnen, deren Einheiten keine physikalischen Größen an sich darstellen (20 Grad Wärme sind nicht einfach das Doppelte von 10 Grad), sondern nur unter Bezugnahme auf einen verbindlichen Festpunkt, etwa den Gefrierpunkt des Wassers, Sinn ergeben. Vor der Verbreitung meteorologischer Meßinstrumente unter der bäuerlichen Bevölkerung und der damit einhergehenden Integration der abstrakten Gradation in ihre Naturwahrnehmung, deren Zeitpunkt weiter oben in der Mitte des 19. Jahrhunderts lokalisiert wurde, existierten andere Meßverfahren zur Bezeichnung von Wärme- und Kältezuständen. Folgt man Witold Kula, so basierte das älteste und universellste menschliche Meßverfahren, das er „anthropometrisch“ nennt, auf der Verwendung des menschlichen Körpers und seiner Glieder als Maßstab.⁵⁰ Dadurch wird der menschliche Körper gewissermaßen selbst zum Instrument und die mittels seiner Hilfe erfolgende „Messung“ zu einer „Körpertechnik“ in dem von Marcel Mauss intendierten Sinn einer sozialen Gebrauchsweise des Körpers.⁵¹

47 A 1821, 1829 und 1831.

48 B 1796 und 1800.

49 Vgl. dazu Peguy, *Jeux et enjeux du climat*, 63 ff.

50 Witold Kula, *Les mesures et les hommes*, Paris 1984, 33 ff.

Vermittelt über die zur Arbeit benötigte Kleidung verwendeten die Autoren der hier besprochenen Aufzeichnungen ihren Körper gleichsam als Thermometer: Angesichts der Sommerhitze des Jahres 1834 notierte Leopold Schweineker, „daß man im Aufbinden mit bloßen Füßen nicht stehen konnte“.⁵² Für Leopold Resler war es im Juni 1799 wiederum so kalt, „daß man in Jäten und Binden beständig Strümpf und Schuh anlegen mußte.“ Laut Franz Weißmayer konnte man im Jänner 1796 „im Leibl“ arbeiten und im Februar 1797 „ohne Joppen“ (Jacke) schneiden, während es im Juli des Jahres 1800 so kalt war, „daß man in Jäten Pelz und warme Hauben hat haben müssen“.⁵³

In Erweiterung des menschlichen Körpers und seiner Bekleidung fungiert die Behausung als Maßstab und Zeichen für Temperaturzustände. Der Grad der Kälte wird in beständiger Wiederholung dadurch bezeichnet, daß die Fenster oder die Brunnen zufrieren. Erreicht sie aber exzessive Ausmaße, so kennzeichnet man dieses Übermaß mit der Metapher, „daß die Vögel in der Luft erfroren sind“.⁵⁴ Starke Regenfälle führen dazu, daß die – noch großteils aus ungebranntem Lehm gebauten – Häuser weggespült werden oder die in Löß oder Sand gegrabenen Keller einstürzen.⁵⁵ Wassermangel aufgrund der allzu oft ausbleibenden Niederschläge wird durch den Hinweis bezeichnet, daß die Mühlen am nahegelegenen Thaya – Fluß angesichts des sinkenden Wasserstandes besondere Vorkehrungen zur Aufrechterhaltung des Betriebes treffen müssen und die Müller deshalb eine erhöhte Mahlgebühre verlangen.⁵⁶

Emile Durkheim und Marcel Mauss haben vor langer Zeit in einem grundlegenden Beitrag über „primitive“ Klassifikationsmethoden, der bis heute nichts von seiner Bedeutung eingebüßt hat und im Rahmen der gegenwärtigen epistemologischen Debatten um den Gegenstandsbereich der Geschichtsschreibung, auf die eingangs Bezug genommen wurde, als beinahe schon obligatorischer Bezugspunkt dient, hervorgehoben, daß auch der von der antiken Gesellschaft Griechenlands praktizierte Wahrsagekunst, die auf der Annahme eines Zusammenhangs zwischen einem Zeichen und einem zukünftigen Ereignis basierte, ein – zumindest implizites – Klassifikationssystem zugrundelag, durch das man u.a. Planetenkonstellationen

51 *Marcel Mauss*, *Les techniques du corps*, in: Ders., *Sociologie et anthropologie*, Paris 1991⁴, 365–388.

52 A 1834. „Aufbinden“ meint die Befestigung der Rebentriebe an den Unterstützungspfählen. Weitere Belege für die Bezeichnung der Temperatur durch die Unmöglichkeit, barfuß zu arbeiten: C 1796 und 1797, E 1819, A 1857.

53 Weitere Belege für Temperaturangaben mittels des Hinweises auf die benötigte Kleidung: C 1806: „Dezember um den letzten so warm, daß man sich ohne Joppen in der Sonne niedersetzen konnte.“ C 1815: „Den 24. Juni so kalt, daß man bis sieben Uhr mit Joppen hat hauen müssen.“ A 1843: „Februar war so warm, daß die Leute ohne Rock geschnitten haben.“ A 1852: „Am 10. April war es recht gefroren und kalt, daß die Leute mit den Handschuhen gehaut haben.“

54 A 1776, 1784, 1830 und 1847.

55 A 1828: „.... so naß, daß in der Oberretzbacher Trift die meisten Keller eingefallen sind.“ A 1833: „.... so viel Wasser, daß einige Häuser zusammengewaschen wurden.“

56 A 1790: „.... ist in den Mühlen an Wasser eine so große Not gewesen und hat man vom Metzen 15 Kreuzer Mahlgeld zahlen müssen. Die Arbes (Erbsen) sind gar verdorrt.“ Ebenso A 1800, 1811, 1822, 1825, 1832, 1835, 1836 etc.

mit irdischen Ereignissen oder Körperteilen in Beziehung setzen konnte.⁵⁷ Wie weiter oben kurz dargestellt wurde, bezog eine wesentliche Erscheinungsform des meteorologischen Diskurses des europäischen Mittelalters und der frühen Neuzeit ihre Anregungen und Techniken aus dieser Tradition. Die astrometeorologische Art der Klassifikation und der Herstellung von Relationen zwischen Phänomenen der natürlichen Umwelt wurde ab dem 17. Jahrhundert durch ein anderes Klassifikationssystem langsam verdrängt, das auf instrumentell erhobenen Daten beruht, andere Prognosetechniken verwendet und unsere gegenwärtige meteorologische Wahrnehmung steuert. In den gängigen Entstehungsgeschichten der „wissenschaftlichen“ Meteorologie wird dieser Ablösungsprozeß gewöhnlich als ein kontinuierliches Fortschreiten vom Irrationalen zu Vernunft und praktischer Effizienz erzählt. Hier wurde hingegen versucht, die Konturen eines anderen Sprechens über das Wetter nachzuzeichnen und dessen Logik zu erfassen. So alt wie die kontinentaleuropäische Landwirtschaft selbst, aber selten verschriftlicht und dadurch für spätere Rezeption bewahrt, wird der bäuerliche Diskurs über das Wetter in den Entstehungsgeschichten der modernen Meteorologie in der Regel mit der Astrometeorologie in einen Topf geworfen und durch sein angeblich zähes Festhalten an Wetterregeln und Lostagen charakterisiert. Die weinbäuerliche Ausprägung dieses Diskurses, der hier dank seiner Verschriftlichung durch die bäuerlichen Produzenten selbst kurz vor dem Einbruch der modernen Meteorologie in diese Welt untersucht werden konnte, zeigt sich jedoch als ein auf genauer empirischer Beobachtung beruhendes und am Vegetationszyklus der Rebe orientiertes System der Wahrnehmung und Interpretation von Umwelteinflüssen. Er stellt ein eigenständiges Klassifikationssystem im Sinne eines Ensembles mentaler Strukturen dar, mittels dessen die bäuerlichen Weinproduzenten die Unwägbarkeiten der Witterungseinflüsse als desjenigen Teils des von ihnen bearbeiteten Ökosystems, der sich zwar ihrem Einfluß weitgehend entzog, aber Jahr für Jahr weitreichende Konsequenzen für ihre materiellen Existenzbedingungen hatte, interpretierten. Die eingangs zitierte Aussage Le Roy Laduries nochmals aufgreifend, bleibt zu betonen, daß die (Wein)Bauern im Rahmen ihres „wilden Denkens“ nicht bloß über magische Schutzschilder und Blitzableiter in Form von Heiligenanrufungen, sondern auch über ein meteorologisches Interpretationssystem (eine Wissenschaft?) verfügten, das ihnen nicht zuletzt auch die Mittel an die Hand gab, systematische Chroniken des Witterungsverlaufs zu erstellen. Diese enthalten zwar nicht die Art von Daten, mit denen man Klimageschichte schreiben könnte, gewähren dafür aber Einblicke in eine spezifische Art der Naturwahrnehmung und der ihr korrespondierenden Klassifikations- und Repräsentationsformen. Der in diesen Aufzeichnungen gespeicherte Diskurs über das Wetter ist Teil einer „Weltsicht“. Denen, die ihn führten und mit seiner Hilfe über das Wetter sprachen, mag er geholfen haben, einen Aspekt von Natur, den zu beherrschen sie keine Möglichkeiten hatten, zumindest in ihr Sinnssystem zu integrieren.

⁵⁷ Durkheim/Mauss, *Des quelques formes primitives*, 62 f.